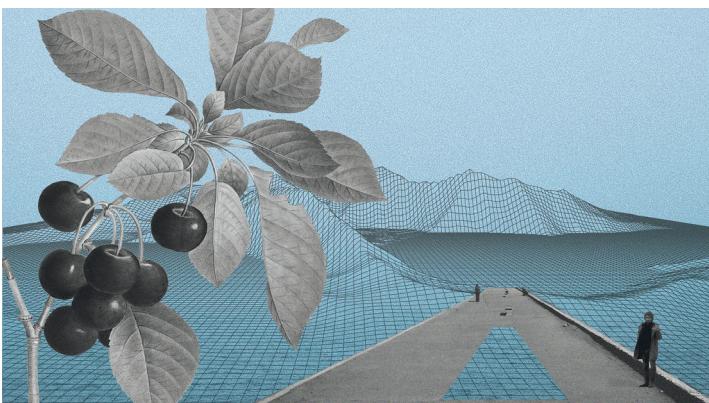


Ein Meer überreifer Kirschen

Ghady Kafala



Auf einem durchgesessenen Schaumstoffsofa, vor dem sich Essensreste und Fast-Food-Schachteln türmen, sitzt meine Familie und starrt auf den Fernseher. Gerade wird der *Moment des Sieges* übertragen, oder der *Moment des Verbrechens*, je nachdem, wie man's betrachtet. Ein *Splatter*, unterlegt mit Kreischen, welches gelegentlich von Allahu-Akbar-Rufen und Freudenträgern unterbrochen wird. Es ist die opulente Szene des späten Ruhms einer Epoche, die ganze acht Monate angedauert hat, an die man sich später als *Sieg der Revolution* erinnern wird.

Der Boden ist mit kreisrunden Blutklecksen besprenkelt. Was aussieht wie ein Meer überreifer Kirschen, die am Ende einer reichen Ern-

tesaison hastig gepflückt worden sind, dient jetzt als Hintergrundbild, über dem, knapp und unmissverständlich, eine Eilmeldung erscheint: »Muammar al-Gaddafi, das libysche Staatsoberhaupt, ist tot«. Augenblicklich bricht Jubel aus. Tränen schießen, rinnen über die Wangen, Freudentränen, manch einer pinkelt sich in den Pyjama vor Glück. In unseren kühnsten Träumen hätten wir uns nicht ausmalen können, dass wir jenen Mann einmal so sehen würden.

An jenem Tag wussten wir nicht, wie wir mit der Situation umgehen sollten. Die Freude, die uns zuallererst übermannt hatte, hielt nur solange an, bis Unsicherheit die Kontrolle übernahm. Alles schien ungewiss. Ich hatte mich damals noch nicht als diejenige gefunden, die ich heute bin: jene Person, die für individuelle Freiheiten einsteht; dafür, dass Frauen – mit ihrem Leben, mit ihrem Körper – alles machen dürfen, was sie wollen; dass sie sich selbst aussuchen können, welcher Arbeit sie nachgehen wollen; dass sie der ständigen Stereotypisierung entkommen. Das Selbstverständnis meiner Familie war gleichermaßen konservativ und modern. Angesichts jener speziellen Mischung hatte sie sich nie offen ausdrücken können. Als plötzlich eine neue Ära anbrach, über die wir noch überhaupt nichts wussten, da konnte sie es erst recht nicht.

Für mich hatte die Zeit der Revolution etwas von einer unbequemen Yoga-Stellung, die es auszuhalten galt. Innerlich suchte ich verzweifelt nach etwas, das imstande war, meine schlummernden Gedanken wachzurütteln. Ich tastete dort nach dem fehlenden Bindeglied, das meine in alle Richtungen verstreuten Gedanken zu einem Ganzen zusammenfügen würde. Sobald ich es gefunden hätte, würde ich, so dachte ich mir, meinen Traum verwirklichen. Der ganzen Welt wollte ich es zeigen: all das Schöne und all das Hässliche in diesem Land. Im Journalismus vielleicht? Oder wer weiß, in der Literatur, im Theater? Womöglich mit einer Ausstellung sogar? Dort würde ich unsere ausgemergelten, eingesperrten Körper zeigen, an die vier Jahrzehnte lang kein Tageslicht gekommen war, oder sind es vier Jahrhunderte gewesen? Feststand, dass es vierzig Jahre oder länger keinen rechtsstaatlichen Rahmen gegeben hatte und auch keinerlei *Safe Space*, um sich darin auszuprobieren. Vierzig Jahre lang war der Fernseher ein Gerät, aus dem keinerlei Informa-

tionen herauskamen, diente das Radio einzig dem Zweck, bei Ausflügen im Kreis der Familie über das Geräusch der Stille ein geschäftiges Hintergrundrauschen zu legen. Was die Zeitungen betrifft: Die machten ihre Arbeit ganz okay – als saugfähige Unterlage für Familienessen zum Beispiel, oder als praktisches Zubehör zum Fensterputzen.

Die Gefühlsachterbahn zur Zeit der Revolution war gewöhnungsbedürftig. Wir pendelten zwischen besinnungsloser Freude und elender Trauer. Weder ist die Revolution immer bloß traurig gewesen, noch war sie pure Freude. Auch der Demokratie- und Freiheitsrausch, der auf sie folgte, blieb nur für eine Weile, dann kamen Kater und Ernüchterung. Jene Ekstase herzustellen war anstrengend gewesen, der Weg zum Gipfel steinig. Kaum war sie jedoch da, war es unmöglich, den Zustand zu halten oder ihn erneut zu provozieren – es verhielt sich ähnlich wie beim weiblichen Orgasmus. Dann waren da noch diese ganzen neuen Wörter wie Zivilgesellschaft, Wahlen, Feminismus, kultureller Pluralismus et cetera. Sie machten uns verlegen wie fremde, unangemeldet hereinschneiende Besucher. Wir waren unsicher, wie wir sie empfangen, mit welchen Gesten wir sie aufnehmen sollten. Deswegen blieb es auch eine Rarität ohnegleichen, wenn ein solcher Begriff tatsächlich einmal positiv gemeint war. Viel häufiger wurde beispielsweise die Zivilgesellschaft in *Schlampen- und Perversengesellschaft* umgetauft, denn angesichts »solcher Interessengruppen und Anliegen, die sie mitunter vertrat!« hinterließ sie bei vielen eher den Eindruck, eine invasive Spezies zu sein. Oder die Wahlurnen! Eine genuin »westliche Erfindung«, die nun an die Stelle der »eigens für islamische Staaten konzipierten« Ratsversammlungen rücken sollte. Schlecht erging es auch dem Wort *feministisch*, ob es nun die Bewegung meinte oder eine Person oder bloß einen bestimmten Kleidungsstil. Wer Frauen in ihrem Recht auf Selbstbestimmung unterstützte, wer sie vor häuslicher Gewalt, vor Unterdrückung und vor Vergewaltigung in der Ehe schützen wollte, der war in den Augen vieler jemand, der gefährlich nah an der Zündschnur einer »unschönen Befreiungs- und Öffnungskultur« herumfuhrwerkte. Und das, so befand die sogenannte konservative Gesellschaft, ging entschieden zu weit.

Polternd war die Veränderung über unsere Leben hereingebrochen. Die Ernsthaftigkeit der Lage war mir am Anfang gar nicht bewusst. Mir war auch längst nicht klar, wie fern von allem Bisherigen die Ära sein sollte, die angebrochen war: »Libyen im Wandel«. Weder in meinem Umfeld noch in der Schule waren mir Konzepte wie Menschenrechte oder gar Frauenrechte je untergekommen. Von der simplen Tatsache, dass Menschen vielfältig sind, unterschiedliche sexuelle Identitäten oder kulturelle Prägungen und Hintergründe haben können, hatte ich ebenfalls noch nie gehört. Aus dem Geschichtsunterricht habe ich nichts als große Schlachten und beispiellose Heldentaten im Gedächtnis behalten, und vom Fach Biologie weiß ich bloß noch, wie wir einmal Missbildungen und Mutationen durchgenommen haben. Die Fächer Kunst und Musik galten als unnützer Firlefanz, weshalb sie bei jeder Gelegenheit ausfielen, zugunsten jedes beliebigen anderen Unterrichtsfachs.

Was meine schlummernden Ideen aus dem Dornröschenschlaf riss – das Moment also, wonach ich ewig gesucht hatte –, war schließlich der Bürgerkrieg im Jahr 2011. Dieser rüttelte meine Werte und Überzeugungen so heftig wach, dass ich anfing, mich sozial zu engagieren. Das Schreiben half mir, meine Werte zu verfeinern. Was die Zunge noch nicht artikulieren konnte, das formulierten meine Finger aus. Dass man alte Enttäuschungen recyceln kann, habe ich damals noch nicht gewusst. An meine erste Enttäuschung erinnere ich mich jedoch gut. Ich wagte es, mich für das Rückkehrrecht der libyschen Juden und Jüdinnen in der Diaspora einzusetzen. Es stand ihnen, so fand ich, das unantastbare Recht zu, sich in dieser neuen Phase am zivilgesellschaftlichen und politischen Prozess zu beteiligen. Schließlich hatten sie dieses Land nicht weniger als alle anderen Libyer*innen mitgestaltet, in den unterschiedlichsten Bereichen. Die Bewaffneten auf den Plätzen sahen das jedoch anders. Sie zögerten nicht, uns Zivilist*innen, die wir uns für die Rechte anderer einsetzten, zu bedrohen. Es passte ihnen nicht, dass wir plötzlich ebenfalls eine Stimme hatten. Dass wir sie ausgegerechnet für Gleichberechtigung und Vielfalt einsetzten, die ja durch die Revolution überhaupt erst Möglichkeiten geworden waren, gefiel ihnen

schon gar nicht. Es schien ihnen nicht zu behagen, dass die Revolution auch uns das Daseinsrecht gegeben hatte.

Insgeheim genoss ich die Drohungen. Die davon freigesetzten Adrenalinstöße brachten mich in einen kribbeligen Zustand, den ich noch nicht kannte – ich möchte wetten, dass ihn noch nicht einmal jene neuen Revolutionäre kannten. Von der Revolution hatte ich nie erwartet, dass sie mir Garantien geben würde. Ich hatte ihr deswegen nichts vorzuwerfen. Ich selbst war es doch gewesen, die sie den abgehobenen und staubtrockenen Konzepten vorgezogen hatte, an denen wir uns abarbeiteten, wann immer wir davon träumten, einen Staat, eine Stadt oder ein geliebtes Dorf mitaufzubauen. Also blieb ich dabei, ich tat, was ich konnte und setzte mich für von Diskriminierung betroffene Gruppierungen in Libyen ein. Indem ich schrieb, wollte ich ihnen eine Stimme geben. Dass ich schrieb, hieß aber auch, dass diejenigen, die Leben, Liebe, Arbeit und Aktivismus bedrohten, mir beharrlich das Leben schwermachten, mich immer weiter in die Enge trieben.

Der zweite Bürgerkrieg im Jahr 2014 verschärfte die Situation. Wir haben uns nicht nur gespalten, in politische und ideologische Lager getrennt, haben einander nicht nur beschimpft, als Liberale, Muslimbrüder, Säkularisten et cetera; nein, der Krieg hat regionale Bruchlinien an die Oberfläche geholt. Es wurden Städte zerstört und deren Bewohner*innen in die Flucht getrieben. Es wurden Todesschiffe ausgesendet, deren Passagiere ertrunken sind. Von den Museen des Landes blieben uns nur die Ruinen. Die Revolution konnte jedenfalls nicht verhindern, dass der Tod eines einzelnen Mannes, aufgezeichnet und ausgestrahlt im Fernsehen, sich letztlich vertausendfachte, in den Kriegen, die darauf folgten. Ich glaube trotz allem, dass die Kriege, die über unser Land hereingebrochen sind, uns als Gesellschaft weitergebracht haben. Heute lernen wir einander viel offener kennen. Die Beziehungen, die wir führen, sind lebendiger und realistischer als vor dem Krieg. Ich muss oft an den Libanon denken. An den Bürgerkrieg dort und den Kunst- und Kulturboom danach. Wehmütig sehne ich mir eine libysche Nachkriegszeit herbei. Male mir aus, was für ein ausgeglichener Mensch ich dort sein würde. Jemand, der seine Gefühle und Träume mit anderen teilt, ohne Angst, ohne Reue, ohne Tadel.

Die grausigen Drohungen hatten erst kürzlich begonnen, da war die Gefahr auch schon bei vielen meiner engsten Freund*innen angekommen: Morde, Entführungen, Vergewaltigungen. Hastig verstaute ich meine Träume und Gedanken in einem mit tausend Schlössern versehenen Tresor, dessen Inhalt keiner erahnen könnte.

Noch immer hast du uns keine Garantien gegeben. Revolution, wir fürchten uns vor dir.

An einer der Demonstrationen gegen die Entführungen und das gewaltsame Verschwindenlassen teilzunehmen, gehörte eigentlich zu den Dingen, die ich endgültig abgeschrieben hatte. Die von Aktivist*innen organisierten Kundgebungen wirkten jedoch so großartig, wunderbar, mitreißend, dass es jeden Schweigenden, jeden noch so Ängstlichen in den Beinen jucken musste, dort mitzulaufen. Wir wollten ebenfalls Gesicht zeigen, uns zusammentun. Die Aufmerksamkeit und Sichtbarkeit, die unsere Anliegen auf diese Weise bekamen, zeigten ihre Wirkung. Also spielte ich die Gefahr herunter, die von den, alten oder neuen, Revolutionsgarden, von den Sicherheits- oder Irrsinnsgarden ausging, die uns, die wir von Freiheit, Gleichberechtigung und Chancengleichheit träumten, ihre Macht demonstrieren wollten. Aus den Fehlern meiner Freund*innen, die bereits vor mir leichtsinnig oder unvorsichtig gewesen waren, hatte ich offenbar nichts gelernt. Kurz darauf haben sich unsere Träume in Albträume verwandelt – als jene Revolutionsgarden ihre Macht bei den Autoritäten verfestigten. Was folgte, war eine düstere Zeit, die wir längst überwunden glaubten, auch das war aber wohl nur ein Traum.

Es ist deprimierend gewesen. Was wir jetzt wussten: Im Angesicht der Waffen war Schweigen mutig und Widerstand dumm. Würden wir erst einmal im kalten Verlies hocken, unter lauter nackten, hungrigen, verzweifelten Menschen, könnten wir unsere Unschuld vergeblich beteuern. Was wir jetzt verstanden: Der Autoritarismus verfügte über uns, mit allen Mitteln. Die Lage des Einzelnen war ihm völlig gleich.

Dennoch veröffentlichte ich im September 2017 ein paar Texte in einer Anthologie. Unter dem Titel *Shams 'ala Nawafidh Mughlaqa* (Deutsch: *Sonne auf verschlossenen Fensterläden*) wollten die Herausgeber*innen Khaled Mattawa und Leyla Naim al-Maghribi junge

literarische Stimmen des postrevolutionären Libyens versammeln. Eine Chance für mich, meine weggeschlossenen Gedanken wieder hervorzukramen: Mit welchen Widrigkeiten hatte man in Libyen als Angehörige*r einer religiösen Minderheit zu kämpfen? Was war mit all den anderen, die zwar keine Probleme aufgrund gesellschaftlich vererbter Identitäten haben mochten, die sich aber dennoch nicht frei ausdrücken durften und daher Doppel Leben führten, weil sie, beispielsweise, queer waren oder sich der Gothic-Szene zugehörig fühlten oder einfach nur, weil sie außerhalb gängiger Konventionen leben wollten. Sie alle hatten vom breiten Spektrum der Bevölkerung Probleme zu befürchten. Meine Texte erschienen neben vielen anderen in einem gelben Buch. Dieses stieß in der Öffentlichkeit auf – gelinde gesagt – wenig Beifall. Bald schon hieß es, die Texte seien eine Schande. Das befanden sowohl die Autoritäten, als auch die Leserschaft und die breite Öffentlichkeit. Sie waren empört. Mir blieb, so schien es, nichts Anderes übrig, als mich den Regeln und der Politik des Landes zu fügen. Meinungsfreiheit und Recht? Ja, bitte. Aber nur innerhalb der engen Grenzen dessen, was als sittlich, gesellschaftlich akzeptabel und anständig galt.

In jenem Moment versuchte ich weder, mich an irgendwelchen Ideen festzuklammern, noch wollte ich eine neue Yoga-Position zum Aushalten finden. Für den Luxus, darüber zu Grübeln, was als Nächstes zu tun war, blieb mir ohnehin keine Zeit: Asyl suchen, ja oder nein? War Auswandern der Weg – oder das Ziel? War Demonstrieren ein Recht – oder ein Zugeständnis? War Revolution eine Pflicht – oder eine moralische Empfehlung? Ich kam nicht weiter, ich konnte mich einfach nicht entscheiden. Lag ich richtig – oder war ich auf dem Holzweg? Mich beschlichen schreckliche Zweifel. Verdienten meine Anliegen überhaupt, dass ich mich für sie einsetzte? War Pluralismus wirklich die Voraussetzung für eine gesunde Gesellschaft? War Feminismus wirklich eine integre Bewegung? Oder war er doch bloß eine Art Edelprostitution? Keine Antwort überzeugte mich mehr. Nur mein Hingezogensein zur Revolution war noch intakt. Die Vorstellung an sich war einfach zu verlockend.

Die Anthologie verursachte großen Aufruhr. Fünfundzwanzig junge Männer und Frauen ernteten Empörung und Hetze. Der Zufall, dass sie ausgerechnet in diesem Land, ausgerechnet unter diesen Umständen geboren worden waren, wo es die Freiheit, sich auszudrücken und die Ideen und Traditionen der Gesellschaft zu kritisieren, nun einmal nicht gab, war ihr großes Pech.

Nicht alle Autor*innen, deren Texte in der Anthologie erschienen sind, mussten infolge der Veröffentlichung in ferne Länder fliehen. Manch einen hat das Nachbarland Tunesien mit offenen Armen empfangen – so auch mich. Tunesien, dessen Revolution wir alle so gebannt verfolgt hatten. Eine enorme Errungenschaft der tunesischen Revolution ist die Meinungsfreiheit. Womöglich ist es von allen Errungenschaften die einzige wahre, denn die Korruption der Herrschenden und ihre Kontrolle über die Ressourcen des Landes sind immer noch beim Alten.

Im Ausland machte ich also weiter mit dem Schreiben. Und wieder wollte ich meine Texte dafür einsetzen, marginalisierte Gesellschaftsgruppen sichtbarer zu machen.

Mit dem Exil kam ein neuer Lebensabschnitt. Einfach war es nicht, als Erfahrung war es jedoch ziemlich einzigartig. Die Ereignisse von 2011 bis 2014, und später die von 2017, haben mich weit, weit aus meiner Komfortzone herauskatapultiert – von der ich nicht einmal gewusst hatte, dass es sie gab! Aber nun fand ich mich außerhalb von allem wieder, was mir vertraut war. Arbeitsmöglichkeiten, sozialer Kontext, es war alles neu. Angst begleitete mich bei fast allem. Ich wusste nicht, wie mir ein Neuanfang gelingen sollte. Würde ich hier arbeiten können? Gab es ein soziales Netz, das mich auffangen würde? Wie würde das alles nur werden?

Ich fing an, meine Gedankenskizzen zu einem visuellen Rechercheprojekt weiterzuentwickeln. Es sollte die Geschichten von Libyer*innen darstellen, von Lebenden wie von Toten, und dabei mit Zitaten aus dem blutigen Bilderfundus des Krieges arbeiten. Mit diesem Projekt wollte ich das Gespräch über Dinge eröffnen, über die zu sprechen vielen schwerfiel. Vielleicht, weil es sie an die Rechte erinnerte, die man ihnen weggenommen hatte, oder an all die sinnlos verpuffte Energie oder weil

es sowieso lauter Erinnerungen hervorrief, die wehtaten. Das war es ja gerade. Mein Projekt sollte den Leuten einen Raum eröffnen, in dem es möglich wäre, über diese Dinge zu sprechen und dem eigenen Schmerz Luft zu machen.

Die Folgen der Revolution machen jedem zu schaffen, noch immer. Für mich persönlich ist die Revolution gut gewesen – trotz allem. Mir hat die Revolution die Chance geschenkt, viel Neues zu erleben und angesichts der anhaltenden Ungerechtigkeit nicht abzustumpfen. Das Recht auf Transformation hat sie mir gezeigt, und dass ich mich verändern darf, wann immer die Zeit dafür gekommen ist. Gebremst oder eingeschränkt in meinem Leben hat sie mich zwar nicht, eine bequeme Karriereleiter hat sie mir aber auch nicht gerade gebaut. Dieser Diamantenschliff war das Beste, was mir passieren konnte – im Schlechtesten, was mir je widerfahren ist.

Die wiederholten Kriege hatten bei mir langfristig den Plan reifen lassen, aus Libyen auszuwandern. Mag sein, dass das der Plan der Schwachen ist, der Feiglinge und Kleingeister. Ich aber empfand es damals so: Libyen war für mich wie ein interessantes, abstraktes Etwas, das sich von innen heraus nur schwer überblicken ließ. Etwas, dem es gebührte, dass man einmal aus ihm heraustrat, um es gründlich zu betrachten, aus der Distanz. Libyen hätte eine ordentliche Runde Brainstorming verdient, bei der es vor lauter Ideen, Gedanken und konstruktiven Vorschlägen nur so brummt. Wir wären dabei wie Kinder, die ihrer Mutter Styling-Tipps geben und ihren Stil kritisieren. Ja, kritisieren – obwohl sie es war, die uns auf die Welt gebracht hat. Denn diese Mutter hat uns nicht nur das Leben geschenkt, sondern auch die Fähigkeit zur Verbesserung und Weiterentwicklung. Sie hat uns gelehrt, selbstbewusst auf festem Boden zu stehen. Hier, in Tunesien, mache ich von meinem Recht Gebrauch, Kritik an der Menschenrechtsmiserie in Libyen zu üben. Und wieder können die Lebensbedrohenden es nicht lassen, mir stets aufs Neue mit blutigen Todesszenarien Angst einzujagen. Wann ist es endlich soweit, dass wir den Extremismus und das Festklammern an einer einzig gültigen Ideologie kritisch auseinandernehmen dürfen, ohne dafür bestraft zu werden? Wann können wir in jede Materie eindringen – ohne Schuldgefühle, ohne das Gefühl, zu

sündigen? Was für einen Wert hat die derzeitige Verfassung, wenn sie manche Menschen über andere stellt?

Wir alle haben für Wandel rebelliert. Und er kam, wenn auch in ambivalenter Form. Der Wandel war notwendig für die Würde der ersten Generation und die der letzten Generation, für die Würde der Konservativen und die der Progressiven, er war sogar für die Würde der Hetzer selbst notwendig. Der Wandel hat aus uns ein Mosaik gemacht. Erst im Ausland, aus der Entfernung, konnten wir dieses Mosaik erkennen. Heute haben wir einen neuen Staat. Der ist zwar chaotisch, aber zumindest ist er neu. Sein Schlechtes empört uns nur mäßig, da wir sein Gutes noch nie zu Gesicht bekamen. Wenn ich an mich selbst vor zehn Jahren zurückdenke, weiß ich, dass es die Revolution war, die aus mir den tatkräftigen, kritischen, solidarischen, durchsetzungsfähigen, introvertierten, kranken und gesunden Menschen gemacht hat, der ich heute bin. Was das ist, mit mir und der Revolution? Ich weiß es nicht. Meine Gedanken sind widersprüchlich, sind unüberlegt, unglamourös, unattraktiv und schwach. Wie man sieht, kann ich mich einfach nicht entscheiden: Ist die libysche Revolution nun gescheitert, oder war sie erfolgreich? Von den erfolgreichen Revolutionen ist sie am meisten gescheitert, und von den gescheiterten war sie die erfolgreichste! Man kann nicht einmal sagen, ob sie eine neue Revolution oder nur die Fortsetzung früherer Revolutionen gewesen ist.

Seltsam, dieses Libyen. Alle Krankheiten der Welt gibt es dort und jedes Heilmittel dagegen. Hormongesteuert ist es, launisch, da sind wir einander ähnlich. Keiner weiß, was von ihm als Nächstes zu erwarten ist. Etwas Wunderbares, etwas Schlimmes? Libyen zu verfluchen oder zu hassen ist schier unmöglich. Seine Sturheit schwächt uns, aber seine Hybris verleiht uns Stärke.

Aus dem Arabischen von Sandra Hetzl.